

Anlässlich des Jubiläums „20 Jahre nach der Wende“:

Wende- Geschichten

von Klaus Huber

Einige Vorbemerkungen, die mir am Herzen liegen

1. Was ich hier aus persönlicher Erfahrung schildere, sind nicht mehr und nicht weniger als „nur“ m e i n e eigenen persönliche Erlebnisse und Erfahrungen. Sie wollen und sollen nicht den Eindruck widerspiegeln, als wollte ich verallgemeinern und alle damaligen DDR-Bürgerinnen und -bürger aburteilen und bloßstellen nach dem Motto: „So sind sie eben, die Osis“. Dazu liegen sie mir viel zu sehr am Herzen !
2. Die Denk- und Verhaltensweisen von Menschen sind so facettenreich wie das Leben selber. Wie sehr ich jedoch mit manchen Schilderungen wohl den Nerv damaliger Befindlichkeiten getroffen habe, zeigte mir im nachhinein die Reaktion eines meiner besten Freunde aus den neuen Bundesländern, mit dem mich viele tiefe und positive gemeinsame Erfahrungen – gerade auch der Solidarität – verbinden, auf manche Passagen der Dokumentation mit heftiger Kritik bis hin zur Empfindung als Beleidigung. Im nachhinein frage ich mich anhand der Reaktionen, die manche Schilderungen auslösten, ob ich bei meinen Begegnungen bisweilen „an die falsche Klientel geraten“ bin, was mir manche kritische Stimmen, bekunden. Doch ich kann nicht im nachhinein wieder streichen, was ich eben auf diese Weise erlebt habe.
4. **Wenn** es an dieser Auseinandersetzung mit meinem Freund darüber etwas Positives gibt, dann die auch hier bewährte Erfahrung, dass es immer noch besser ist, miteinander statt übereinander zu reden. Eine echte Freundschaft muss auch solche Krisen aushalten und überstehen.

Besuch aus dem Westen

Vor Jahren – etliche Jahre vor der Wende – waren wir uns zum ersten Mal auf der Burg Karlstein bei Prag begegnet: Hans, T. der Freund aus Cottbus und ich. Ich war damals auf ihn zugegangen mit den Worten: „Das ist schon komisch, dass wir als Deutsche uns im Ausland treffen müssen, um einander zu begegnen!“ Diese Worte mussten ihn so beeindruckt haben, dass wir damals spontan miteinander mit einem Bier auf unsere Begegnung anstießen.

Jahrelang sahen wir uns danach nicht wieder, blieben aber in regem Briefkontakt. Aber als Zeichen, dass uns nichts trennen konnte – weder Mauern noch Grenzzäune oder Todesstreifen –, fasste ich bald darauf den Plan, Hans in Cottbus zu besuchen, der dort mit seiner Mutter lebte. Der Vater war inzwischen gestorben. So penibel Hans in allem war, so genau bereitete er sich auch auf meinen Besuch vor. Er bestellte nicht nur schon eigenem Bekunden zufolge eine Woche vorher in einem Laden in der Nähe extra „einen Kasten Bier für den Besuch aus dem Westen“, sondern er hatte sich – wie ich später nach der Übergabe meines Geldgeschenkes von 100 Mark feststellte – auch gleich eine Aufstellung von Waren gemacht, die er sich davon kaufen wollte: beispielsweise eine Bohrmaschine und etliche andere nützliche Dinge. Damals musste man ja auf einem kleinen Blatt alle Geschenke angeben, die man für den Gastgeber mitzubringen gedachte, besonders auch Geldbeträge für den eigenen Bedarf. An der Grenze war bei der Ein- und ausreise das Blatt bereitzuhalten für den Fall, dass es bei der Kontrolle eingesehen werden sollte. Nachdem ich Hans nun das Geld übergeben hatte, kamen mir im nachhinein einen Tag später Bedenken, wie ich den Grenzern den „Verlust“ dieser Summe nachweisen sollte. Denn außer dem Geld für den Eigenbedarf gemäß den Tagsessätzen war die Einfuhr von Westmark verboten.

Als ich Hans nun meine Bedenken wegen der eventuell scharfen Grenzkontrollen erläuterte und ihn in meiner Angst bat, mir mit dem Versprechen, ihn nach meiner Rückkehr anderweitig zu entlohnen, vorsorglich die hundert Mark zurückzugeben, merkte ich, wie Hans immer schwermütiger wurde und mit einem Kloß im Hals schilderte, was er schon alles zum Kauf notiert hatte. Er war schon bereit, sich in sein

Schicksal zu ergeben und streckte mir zögernd meine hundert Mark wieder hin. Dies beendete mich jedoch plötzlich so sehr, dass ich ausstieß: „Wenn ich bereit bin, Dir zu helfen, soll mir gefälligst auch der da oben an der Grenze helfen, problemlos die Kontrollen zu passieren.“ Hans nahm mit einem Seufzer der Erleichterung das bereits verloren geglaubte Geld wieder an sich. Und: An der Grenze ging auch alles glatt, sodass auch ich hinterher froh war, dass ich meine Angst vor den Kontrollen bewältigt hatte.

(Nicht-)Begegnung im Interhotel

Auf einer Fahrt mit dem Stadtjugendring meiner Stadt durch die damalige DDR und ihre markanten Städte wie Erfurt, Leipzig, Dresden übernachteten wir in einem Inter-Hotel. Es war glaube ich in Leipzig, als ich mich als ebenso kontaktfreudiger wie hilfsbereiter Mensch vor einem solchen Hotel auf ein Gespräch mit einem Landstreicher einließ, den ich sogar kurz mit ins Foyer nahm und ihn dort zu einem Bier einlud. Nicht weit davon saßen in einer Leder-Sitzgruppe DDR -Studenten, die ebenso gern mit mir ins Gespräch gekommen wären wie ich mit ihnen und sich wohl etwas darüber wunderten, dass ich mich überhaupt mit solch einem Typen abgab.

Bei der Verabschiedung von dem Landstreicher vor der Glasfront des Hotels – an sich war ja der Kontakt zwischen DDR-Bürgern und Besuchern aus dem Westen nicht gerne gesehen oder galt eher als verboten – zeigte sich vor meinem Wiederbetreten des Hotels der erst freundliche Landstreicher mir gegenüber plötzlich ärgerlich bis bedrohlich mit den Worten: „Wenn du nun mit denen redest, zeige ich dich an!“

Ich ging also unter den Augen des an der Glasfront hereinspähenden Landstreichers langsam an den Studenten, die mich vergeblich herwinkten und meine inneren Ängste wohl nicht begreifen konnten, vorbei auf mein Zimmer, wo ich eine schlaflos Nacht verbrachte, in der mir immer wieder Polizeifahrzeuge mit Blaulicht und panzerartige Militärfahrzeuge vor dem inneren Auge erschienen. Der aus dem Westen mitgekommene Reiseleiter beruhigte mich am nächsten Morgen in einem Gespräch dahingehend, dass mir im Grunde nichts hätte passieren können, wenn ich mit den Studenten gesprochen hätte.

Simsalabim an der Grenze

Die Fahrt von Fulda in Richtung Osten über die damaligen Grenze zur DDR war jedes Mal ein Streckenabschnitt, bei dem ich auch ohne Grund zum Zittern ein flaues Gefühl im Magen verspürte. Lag die Grenze hinter mir, nahm dieses Gefühl wieder ab. Aber auch die mitreisenden DDR -Bürger, die ihre Verwandten im Westen besucht hatten und nun in ihre Wohnorte zurückkehrten, verrieten kurz vor dem Grenzübergang wieder eine gewisse Nervosität, „wie die Kontrolleure sich diesmal geben würden“. Besonders gefürchtet waren bei den Fahrgästen –sogar auch bei Frauen – die „uniformierten jungen Weiber“, die sich ebenso wie mancher „junge Schnösel“ so „frech und respektlos wie auch taktlos“ aufführten, dass sich die Mitreisenden vor mir als Besucher aus dem Westen direkt schämten. Umso mehr bekundeten sie mir mit Wohlwollen ihre Achtung davor, dass ich trotz solcher Schikanen den Weg zu Freunden oder Verwandten meiner Frau in der DDR auf mich nehme, um eben dies zu dokumentieren, dass nichts uns trennen kann, weder Stacheldraht, noch Betonmauern und Todesstreifen oder Wassergräben.

Den bedrückenden Rahmen für das „Kontrollen -Theater“ gaben die grauen Betonwände ab, zwischen denen man bei Gerstungen über die Grenze fuhr, sodass einige Kilometer weit außer Beton keine Landschaft mehr zu sehen war.

Und nun kommt das Wunder: Als ich nach einigen Jahren wieder einmal zu einem anderen Freund nach Holleben bei Halle fuhr, konnte ich auf der Strecke zwischen Fulda und Gerstungen das Wunder kaum fassen: Nicht nur die Kontrollen blieben aus – der Blick aus dem Zugfenster gewährte eine freie Sicht in die weite, leicht hügelige Landschaft. Es wirkte, als hätte ein Zauberer mit zwei Fingern geschnippt und mit seinem Zauberspruch „Simsalabim“ alle Betonwände und Zäune in Luft aufgelöst.

Übrigens: Vor der Wende hegte ich den Wunsch, die Grenze gerade an dieser Stelle bei Gerstungen einmal als Wanderer überschreiten zu können. Die Wende kam mir zuvor, dass Zäune und mauern verschwunden waren, ehe ich sie über - wandern konnte.

1 0. 11. 89

9. November 1989

Die Saat lang gehegter Hoffnung,
beharrlich eingestreut
in den tiefen Boden der Geduld,
geht urplötzlich auf

Grüne Spitzen wiederbelebten Mutes
dringen durch den verkrusteten Boden
der Tatsachen ans aufgehende Licht,
an die befreiende Luft.

Ranken des Verlangens,
miteinander anstatt nebeneinander zu leben,
überklettern schroffe Mauern der Abgrenzung,
schieben sich an kalten Fronten
verfestigter Standpunkte empor
und überdecken Ruinen der Macht
mit dem erfrischenden Grün der Lebensbejahung.

|

Anmerkungen und Erfahrungen zwischendurch :

1. Kein Verdienst – höchstens eine Gnade

Ich war nie der Auffassung, dass mir durch die Tatsache, im Westen unseres Landes geboren zu sein, ein Privileg zustünde oder dies gar als „Verdienst“ anzurechnen wäre. Ich versuchte im Gespräch mit (damals) DDR-Bürgern und später Mitbürgern aus dem Osten immer deutlich zu machen : Was kann ich dafür, das ich zufällig im Westen geboren wurde und aufwachsen durfte? Es hätte ja auch ganz anders laufen können. Ich habe als eher Grund zu Bescheidenheit und Dankbarkeit angesehen dafür, dass mir vieles, was den Menschen im Osten zugemutet wurde, durch Zufall oder auch glückliche Fügung erspart geblieben ist

2. Beobachtung im Lift eines Hotels

Als wir kurz nach der Wende eine Kulturfahrt durch die neuen Bundesländer machten, begegneten wir ins Hotels – gerade auch in Liften – immer wieder jenen schneidigen, jungen „Geschäftsleuten mit den schmalen schwarzen Aktenköfferchen“. Sie würdigten meist uns Pauschaltouristen quasi von oben herab kaum eines Blickes. Mir lag dann oft die stumme Frage auf den Lippen: “Wart ihr denn v o r der Wende auch schon da (als es hier noch nichts zu verdienen gab und es galt, die Menschen in ihrem quasi „territorialen Gefängnis“ zu besuchen, damit sie sich nicht übersehen und vergessen fühlen müssen) ??

3. Autorenlesung kurz nach der Wende

Bekannte aus der Gegend von Magdeburg hatten es gut mit mir gemeint und mit Brücken geschlagen zum „Friedrich- Bödecker -Kreis“, der Autoren zu Lesungen, vor allem in Schulen, ein-lädt. Da ich jedoch keine Kinder- und Jugendliteratur schreibe, wurde ich an einen „Frauenkreis“ sowie an ein Seniorenheim

zu Lesungen vermittelt. Im voraus : Die Lesung in dem Seniorenheim war sehr wohltuend, weil die Zuhörer meine Texte sehr wohlwollend bis begeistert aufnahmen. Was ich jedoch in diesen Tagen bei den Frauen im Frauenkreis und durch manche andere, die „das Sagen hatten“, erlebte, löste bei mir im nachhinein regelrechte Depressionen aus.

Am ersten Abend nach meiner Ankunft war ich also in ein Frauenforum (oder o ähnlich) eingeladen, wo ich engagierte Texte lesen wollte, die sich mit den Menschen und ihrem Los in der ehemaligen DDR befassten und mein solidarisches Engagement für diese Menschen ausdrückten.

Doch ich kam kaum zum Lesen dieser Texte, weil mich diese – ich finde leider keinen schöneren oder beschönigenderen Ausdruck – „emanzipierten DDR-Hyänen“ dauernd in Diskussionen darüber verwickelten, was mich (als „Wessi“) überhaupt hierher treibe und warum ich welche Gedanken äußere. Der Gipfel war für diese Frauen wohl auch noch, dass ich es wage, (meine) Bücher mitzubringen, die ich ihnen auch noch zum Verkauf anbiete. Ich wurde wohl mit jenen geschäftstüchtigen, jungen Geschäftsleuten (siehe oben Beobachtungen im Lift . . .) in einen Topf geschmissen, die nur hierher kommen, um Geld zu verdienen und „sich an den Osis zu bereichern.“ Selbst meine – übrigens überaus sympathische – Gastgeberin, die beruflich für den örtlichen Landkreis tätig war und mit der ich schnell per du geworden war, reagierte nach diesem Abend schockiert auf meine Schilderungen solcher Erfahrungen und schämte sich wohl im stillen geradezu für ihre Mitbürgerinnen. Dies entschädigte mich im nachhinein – zumindest vorerst – ein wenig für meine deprimierenden Erfahrungen. Aber diese waren damals noch lange nicht abgeschlossen.

Am Abend darauf war ich mit zwei anderen Autoren – einer Kinderbuch-Autorin aus Ostberlin und einem Autor, der als

Freiberufler quasi als (Lebens-)Künstler „in der Hängematte der Schaffenskraft seiner Frau“ lebte – zu einer Lesung in einem Gymnasium eingeladen. Meinen Erwartungen und Erfahrungen zufolge versteht es sich nun fast schon von selbst, dass beide keine Bücher von sich mitgenommen und dabei hatten, die Kinderbuchautorin, weil sie „das nie mache“, der andere Autor, weil er außer seinen Manuskripten nichts Gedrucktes vorzuweisen hatte. Allein ich hatte eben wie üblich meinen Bücherkoffer dabei- Und nun kommt der Auftritt der nächsten „emanzipierten Hyäne“. Auf meine schon nur noch sachte gewagte Frage, ob ich denn ein paar Bücher von mir auf einem Tischchen auslegen dürfe, kam von ihr nur die kurze, spitze Antwort: „Dies ist bei uns nicht üblich!“ Und somit wagte „der Wessi“, der“ nur aus Geschäfts-tüchtigkeit angereist“ zu sein schien, seine Bücher nicht auszupacken, obwohl manche Besucher, denen seine Texte sichtlich gefallen hatten, gerne etwas von ihm erworben hätten. Nach Hause fuhr am nächsten Tag ein engagierter Westbürger, der sich im Zug nur noch innerlich kopfschüttelnd stumm fragen konnte, warum er sich solch ein Engagement leistete, das doch auf soo wenig Gegenliebe und Einfühlungsvermögen stieß. Wenn ich dort nicht andere Menschen als Freunde gewonnen hätte, würden mich bis heute keine zehn Pferde mehr hinbringen.

4. Schulbuch – Solidarität

Mit jenem Freund, mit dem ich anhand dieser Dokumentation in eine engagierte Auseinandersetzung geriet, war ich – auch fügungshaft – durch eine Partnerschaft hiesiger Schulen mit Schulen in den neuen Bundesländern in Kontakt gekommen. Eines Tages tauchte der spätere Freund in meiner Grundschule auf, in der ich damals als Schulleiter tätig war. Im Laufe des Gesprächs kam mir die Idee zu der Frage :“Würden Ihnen denn

Schulbücher, die bei uns wegen Überschreitung der üblichen Nutzungsdauer ausgemustert werden, helfen? Dann würden wir die ihnen abgeben zur weiteren Nutzung an Ihren Schulen.“ Der Freund war ganz begeistert von dieser Idee und packte am Ende seines Besuchs vor der Rückfahrt sowie bei einem weiteren Besuch danach seinen Kofferraum voll mit Schulbüchern – vor allem in den Fächern Wirtschaftsenglisch und Religion – die in den neuen Bundesländern an Berufsschulen Mangelware oder überhaupt nicht vorhanden waren. Im Zuge dieser Aktion karrte ich damals nach einer Kleinanzeige in unserer Tageszeitung einen Anhänger voller Schulbücher zusammen, die dann auf dem Lkw einer Firma, deren Besitzer mit mir befreundet waren, anlässlich der Leipziger Messe dorthin mitgenommen wurden, wo sie von Direktoren und Lehrern dortiger Berufsschulen abgeholt wurden. Bewegte Dankeschreiben zeugten danach von dem Wert, den diese Bücher für die dortigen Schulen hatten.

5. Kurt und Milena

Auf einer Hochzeit kernte ich vor einigen Jahren einen Kurt aus Cottbus kennen, mit dem ich mich spontan anfreundete. Wir trafen uns ein paar Jahre danach bei einer Kulturfahrt in den Spreewald wieder und vertieften hierbei unsere Verbindung. Auf dieser Fahrt lernte ich auch Milena kennen, eine zauberhafte Spreewaldführerin, die schon in ihrer sorbischen Tracht und mit ihrem Charme eine faszinierende Ausstrahlung besaß. Mit beiden bin ich bis heute in Kontakt. Für Milena habe ich auch (nach ihren Stichworten) mal ein Gedicht geschrieben, mit dem sie sich ihren Touristen, die sie führt, vorstellen kann

Reise-Wendepunkte

Einst galt es,
zu Freunden und Verwandten
als „Landesleuten von drüben«
zu fahren, um zu zeigen,
dass es für Bundesbürger
nicht nur Ziele im Süden gibt,
die zum Verweilen locken,
sondern auch Menschen,
die auf Begegnung warten.

Nunmehr geht es darum,
weiterhin die Menschen
in den „neuen Bundesländern“ aufzusuchen
– jedoch nicht nur mit Be- rechnung im Gepäck,
wie hoch sich der Besuch auszahlen wird,
sondern mit dem Bewusstsein,
dass die erneuten Mitbürger
echte Begegnung in Solidarität erwarten
mit dem ehrlichen Willen
zu wirksamen Gesten, sprich: T a t e n
anstelle wohlklingender Worte.

Jan/Febr. 91 **Wend – ige und wind - ige Sprüche**

In der Politik muss man ja schon wendig sein !

Aber „lieber wendig, als nur windig !“ sagen sich manche
- obwohl das bisweilen dasselbe ist.

Manche sind ja auch wend -ig, w e i l sie windig sind.

Und wieder andere winden sich,
bevor oder bis sie sich wenden.

Wer ge-wand(t) ist und sein Mäntelchen, äh, sein Ge-wand
zur rechten Zeit zu wenden versteht,
steht immer im rechten Gewand da.

Der braucht nicht einmal den Hals zu wenden.

Und dem geht es dann auch nicht an den Kragen.

ABER (badisch gesagt):

Wen(n) (-) de an der Wende

deutlich einen Punkt machst,

bist du auch n a c h der Wende

wieder zu ver- wenden.